

Baden im Aargau

Autor(en): **Wedekind, Donald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stein zu Baden.

Baden im Aargau.

Von Donald Wedekind.

Mit dreizehn Originalzeichnungen.

Gut: Sie wollen es also wissen, ganz wissen, was die kleine Stadt Baden gewesen und was sie heute noch ist. Ich werde es Ihnen erzählen und Sie werden mit mir zufrieden sein.

Baden ist ohne Zweifel eine der ältesten Warmquellen. Ueber ihren Ursprung wird Folgendes berichtet:

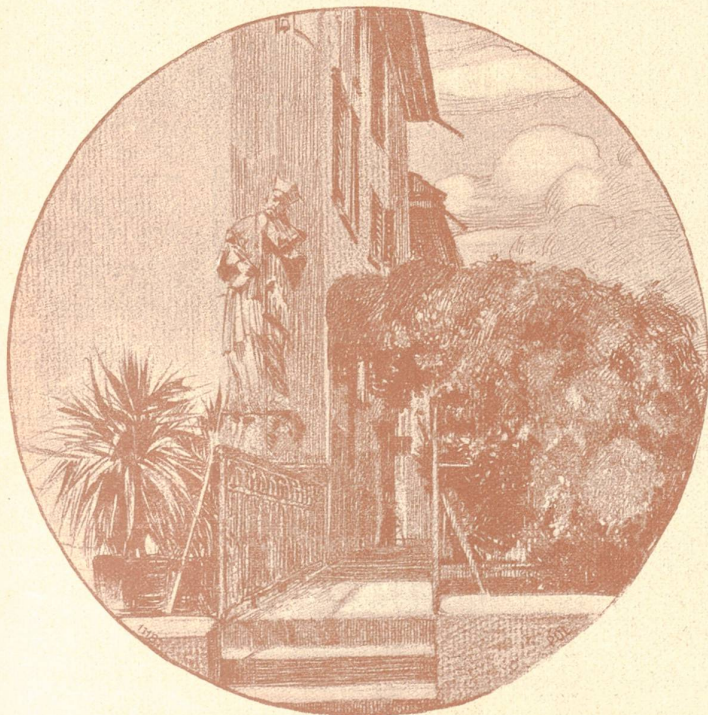
„Die Götter der Welt saßen zusammen an der Tafelrunde und unterhielten sich über das Menschengeschlecht. Der Peiniger, dem die Aufgabe zukam, die Sterblichen stets mit neuen Schrecknissen zu überziehen, bemerkte, er habe viele Schwache seinen Proben unterliegen sehen. Eine neue Qual sei von ihm erdacht worden, das körperliche Leiden; dieses ertrügen wenige mit Gleichmut. Sie murrten und empörten sich in frevelhaftem Zorne. — Nachdem der Peiniger so gesprochen, erhob sich das Mitleid von seinem Sitze, blickte den alten Quälgeist an und wies darauf hin, daß sie als Göttin der Barmherzigkeit nicht geizig, das Werk ihres Gevatters zu nichte zu machen, die Thränen, welche ihr zur Verfügung gestanden, habe sie reichlich vergossen. Das Wasser aber hat sich in Heilquellen verwandelt und sprudelt an verschiedenen Stellen der Erde hervor. Eine solche Stelle ist Baden...“

Diese Legende steht in keiner Chronik. Wir machten sie auch nicht selber, sondern haben sie aus dem Dankesempfinden der leidenden Menschheit geschöpft.

Die Chronisten aber erzählen:

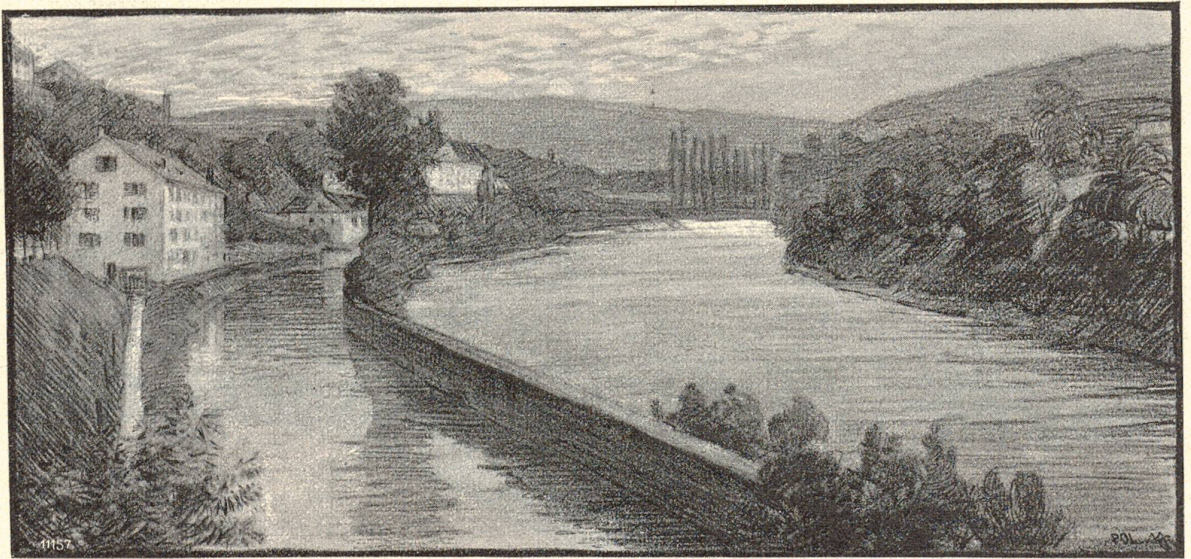
„Die Quellen von Baden wurden zum erstenmal von Hirten entdeckt, die in der Umgebung ihre Herden weideten...“

Was ist wahrscheinlicher als das. Denn Hirten sind Bewohner des offenen Landes, für Naturphänomene ein besonderes Augenmerk besitzend. Und was liegt näher, als daß in Wind und Wetter ergaunte Natur-



Terrasse zur Krone.

Statue des h. Nepomuk.



Blick von der alten Brücke aus flussaufwärts (Simmat und Saual).

menschen instinktiv zum wohlthuedenden Sprudel geleitet wurden, die Wärme allein mußte ihnen schon eine Annehmlichkeit sein. Dann kam die Zivilisation, die römische Kultur. Bald saß über dem Quellenboden des Badenthales eine stabile Bevölkerung, geschützt von starken Garnisonen, welche ringsum einen Schutzwall den nimmer zu bezwingenden Germanen gegenüber bildeten. Man kann Baden ohne Uebertreibung den alten Kurplatz sämtlicher diesseits der Alpen gelegenen Provinzen des vergangenen römischen Reiches nennen.

In diese Epoche fällt das Wirken der heiligen Verena, deren Name noch heute von einem Gasthose in Baden getragen wird. Auf afrikanischer Erde geboren, mußte sie als eifrige Christin vor den Verfolgungen des heidnischen Kaisers Diokletian fliehen, kam nach Helvetien und widmete sich dort der Aufgabe, Arme und Kranke zu reinigen, zu pflegen und zu nähren. Baden, als Sammelplatz vieler Leidenden, zog sie besonders an; aber bis in die verborgensten Alpenthäler erstreckte sich ihre Thätigkeit. Mit Kamm und Trinkgefäß ausgerüstet, wanderte die Asketin ihren Weg; wo Hülfe nötig war, stellte sie sich ein. Sie starb den Märtyrertod, ihr Andenken jedoch lebte im Volke weiter, bis die katholische Kirche sie kanonisierte und

ihr Fest auf den Herbst, da die Blätter welken und die Schmerzen des Winters beginnen, ansetzte. Eine wahre Heilige, ist sie in der gift- und mordatmenden Atmosphäre römischer Dekadenz eine hehre Erscheinung, duftig und schön wie die Rosen, welche ihre Himmelskrone zieren; das fremdländische Mädchen mußte für die Elenden unserer Gaue etwas Feenhaftes haben. Als solche Figur war sie dazu angethan, den Glauben zu stärken, daß Gott in Perioden der größten Kümmeris Sendboten ausschicke, um Tröstung und Aufmunterung zu spenden.

Nachdem das dunkelste Mittelalter, die Zeit wilder Durchzüge von Hunnen und anderer, aus dem Osten hereindringender Völkerhorden vorüber, entwickelte sich Baden langsam zu dem, was es gegenwärtig in großen Umrissen noch darstellt. Eine wirkliche Stadt mit Mauern und Türmen entstand, mit bürgerlichem Regime und städtischen Einrichtungen. Nähern wir uns heute Baden von

Zürich aus, so winkt uns als Erstes das große Stadthor entgegen, die Stiftskirche mit ihrem emailleziegelgedeckten Helm: diese beiden Monumente sind die Wahrzeichen Badens und geben ihm seinen Charakter. Aber oben auf dem Berge erhebt sich eine schroffe Schloßruine, ein Ueberbleibsel starker mittelalterlicher Befestigungs-

Blick auf das Bruggertor.
(Im Hintergrunde links der Scharenfels mit der Läger).

kunst. Der „Stein“, dessen Name oft in der Geschichte wiederkehrt und eine Zeit unausgehehelter, vergeblicher Attentate auf eine jung aufkeimende Freiheit bedeutet — der „Stein“ könnte als Trauervignette auf dem Totenblatt eines in jüngster Zeit wieder von wuchtigen Schicksalsschlägen betroffenen, damals eben im ersten Wachsen begriffenen Fürstenhauses dienen.

Die Waldstätte hatten trutzigen Mutes die Landvögte vertrieben; Kaiser Albrecht tagte mit seinem Hofstaat auf dem „Stein“, die Reichsfahne flatterte über Baden. Sporenger-

klirre, Waffengerassel, Pferdewiehern erklangen, man bereitete sich vor, dem auf der grünen Müllwiese geschworenen Bund den Todesstoß zu versetzen. Da traf den Herrscher, bevor er seine Söldlinge an die Ufer des Vierwaldstättersees schickte, bei Brugg



Partie beim Landvogteiſchloß.

der Mordſtahl. Der Kaiſer tot, war die werdende Schweiz für einen Augenblick der Gefahr enthoben. Die Tochter des Ermordeten baute an der Unglücksſtätte ein Kloſter, von deſſen Bogengängen aus man das Stammhaus der Deſterreicher, die kaum eine halbe Stunde entfernte, finſter dräuende Habsburg, erblicken mochte.

Wieder ſchallten Kriegeslärm und Trompetengeſchmetter in den Hallen des „Stein“. Leopold, ein Bruder des Gegenkönigs Friedrich, hatte unternommen, die haſtſtarrigen „Rebellen“ zu bezwingen. Mit glänzender Heerſchar zog er aus, als flüchtiger Reiter kehrte er zurück. Die Hirten hatten ſeine Haufen bei Morgarten geſchlagen. Die Bürger von Baden waren in dieſem Kampfe natürlich auf Seite ihres legitimen Herrn geſtanden, ebenſo



Der Schwanenteich im Kurpark.



Während der Kurkonzerte.

wie bei Dätwyl, wo ohne das Eingreifen des Dichters und Kriegshelden Rüdiger Manesß die herzoglichen Dienstleute beinahe über die noch ungeübten Zürcher gesiegt hätten.

In seinen Grundfesten aber wurde Oesterreich durch die Schlacht bei Sempach erschüttert. Der befehlende Fürst und viele Ritter und Edle aus dem Aargau mußten dort ihr Leben lassen. Ein neues Grab wurde in Königsfelden geöffnet. Und als im Jahre 1414 Kaiser Sigismund das Haupt Oesterreichs aller seiner Lehen verlustig erklärte, waren es die rapid erstarrten Eidgenossen, welche einen Zug in das Gebiet des Erbfeindes machten; der „Stein“ zu Baden ging in Flammen auf. Das Städtchen aber kam mit einem Großteil der umliegenden Landschaft unter die Oberhoheit der konföderierten Stände.

Alle diese Kriege und Unruhen verhinderten nicht, daß man in Baden ein sorgenloses und an das goldene Zeitalter erinnerndes Dasein lebte. Die in den

Schlachten geholten Wunden wollten gepflegt sein, Sicht und Rheumatismus waren den alten Kämpen sicherlich auch nicht unbekannt. Was Wunder also, wenn lange vor der Reformation Baden von fremden Besuchern wimmelte, der Ruf seiner Thermen unverhältnismäßig gewann. Man gewährte, um dem Ort mehr Anziehungskraft zu verleihen, weitgehende Freiheiten, sorgte für Amüjements, was neben den Kranken auch viele Gesunde herbeirief. Gestehen wir, daß die Wirkungen des Heilquells für univervell gehalten wurden; kaum gab es ein Nebel, welches man der Wasserbehandlung

von Baden nicht unterwarf. Ja, man hegte die Ueberzeugung, daß durch den Kurgebrauch Jugend und Schönheit, längst entschwunden, wieder erlangt werden könnten.

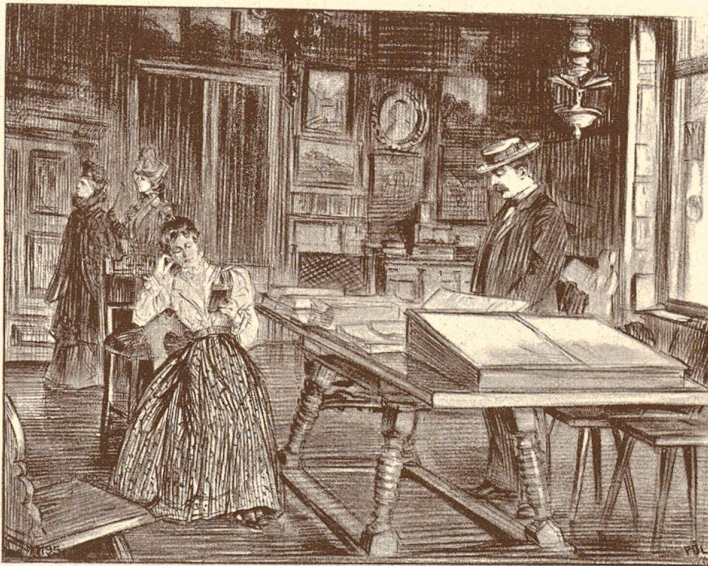
Was für eine Welt aber zusammenkam, geht aus den alten Geschichtsbüchern hervor, welche von schottischen Prinzessinnen und brandenburgischen Markgrafen, von ganzen Rudeln geistlicher Leute reden, die sämtliche hier ein fröhliches



Auf der Personentage im Grand Hotel.

und von unbekanntesten Regeln einer allzustrengen Decenz nicht eingeeengtes Leben führten.

Den Chorherren vom Grossmünster in Zürich war eine bestimmte Summe zur Deckung einer alljährlichen Fahrt nach Baden in den Präbenden vorgelesen; von der Abtissin eines Damenstiftes lesen wir, daß sie eine zum Kloster gehörige, größere Liegenschaft verkaufte, um ihrem Wunsche nach einem längern Aufenthalte in den Thermen zu willfahren. Hans Waldmann, der selbstherrliche Bürgermeister Dimmatathens, begab sich einige Tage vor seinem Sturze in die Nachbarstadt, wo er seinen Launen vollends die Zügel schießen ließ, Streit und Unfug anrichtete. Abgesandte holten ihn, luden ihn direkt vor den Gerichtshof, der ihn zum Tode durch das Schwert verurteilte. Das lebhafteste Bild von



Im Antiquitätenkabinet (Kurzsaal).

Baden jedoch entwirft der Florentiner Giovanni Francesco Poggio, welcher Papst Johann XXIII. nach Konstanz begleitete und auf seinem Rückwege einen Abstecher in die Quellen machte. Er schreibt einem Bekannten:

„Ich sende Dir diesen Brief aus den Bädern, wohin mich die Gicht an den Händen getrieben . . .“

Etwas weiter: „Die Alten machten viel Redens von den Bädern

zu Puteoli, wohin beinahe ganz Rom, um sich zu unterhalten, zusammenfloß. Allein nach meiner Meinung kommen dieselben den hiesigen in dieser Rücksicht nicht bey. Dort trug die Schönheit der Gegend und die Pracht der umliegenden Landhäuser mehr als das Baden und die fröhliche Gesellschaft zu den Vergnügen des Ortes bey. Hier dagegen hat alles einen so unendlichen



In der Kurhaus-Restoration.

Reiz, daß ich mir öfters träumen konnte, die Götter der Lustbarkeit und was sonst Schönes die Welt in sich fassen mag, sey in den Bädern zusammengekommen . . .“

Und weiter:

„Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, dicht am Flusse, hat man zum Gebrauch der Bäder einen schönen Hof angelegt, in dessen Mitte sich ein großer Platz befindet, ringsum von prächtigen Gasthäusern umgeben. Mancher besucht täglich drei bis vier solche Bäder und bringt da den größten Teil seines Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Außer diesen Vergnügungen gibt es dann noch andere von nicht geringerem Reiz. Hinter den Höfen, allernächst an dem Flusse, liegt nämlich eine große, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Hier kommt nach dem Essen jedermann zusammen und belustigt sich mit Gesang, Tanz und Spielen. Die meisten spielen Ball; aber nicht wie bey uns, sondern Manns- und Weibspersonen werfen sich, jedes dem, welchen es am liebsten hat, einen solchen Ball zu, worin viele Schellen sind. Alles läuft zu, ihn zu haschen; wer ihn bekommt, hat gewonnen und wirft ihn wieder seinem Geliebten zu: alles streckt die Hände empor, um ihn zu fangen; und wer ihn hält, thut, als ob er ihn bald dieser, bald jener Person zuschanzen wollte . . .“

So viele, und andere tausend lustige Ergötzlichkeiten muß ich der Kürze wegen übergehen, und gab Dir nur das Pröbchen, um Dir einen Begriff zu machen, was hier für eine große Gesellschaft von Epikuräern sey. Bald glaube ich, da sey der Ort, wo der erste Mensch geschaffen worden. Denn ich sehe nicht ein, was dem Ort hier fehlet, um vollkommene Glückseligkeit zu gewähren . . .“

Wenn ein verwöhnter Italiener so über Baden schreibt, dürfen wir getrost annehmen, daß das kleine Städtchen am Lägernberg wirklich Außerordentliches bot. Rückhaltslose Fröhlichkeit und heiteres Dahinleben herrschten und zeugten einen dauernden, gesellschaftlichen Verkehr, wie ihn gegenwärtig höchstens die Mittelmeerstationen zur Karnevalszeit aufweisen. Selbst die Reformation mit ihrer auch auf die katholische Kirche wirkenden Sittenstrenge konnte daran nichts ändern.

Das gut päpstliche Städtchen Baden schlug sich während der Religionskriege natürlich zu jenen seiner verschiedenen Herren, welche mit ihm gleichen Sinnes waren. Zürich, ziemlich alleinstehend, wurde angefeindet, seine Bewohner,

so sie nach Baden kamen, Insulten ausgesetzt. Der Rat sah sich deshalb veranlaßt, seinen Bürgern den Besuch der Quellen zu untersagen. Regelmäßige Tagssamungen, welche sich in Baden versammelten, sollten die Spannung in Güte heben, auf dem engen Terrain aber zeigte sich der Zwiespalt nur noch schärfer, die Gemüter wurden erhitzt. Die Stiftskirche von Baden war Schauplatz langer, zu keiner Einigung führender Dispute, die Ratstube Ort heftiger, vor dem Aeußersten nicht zurückschreckender Philippiken. Und zuletzt fiel, was fallen mußte, die Kriegserklärung.

Nachdem man sich lüchtig herumgebalgt und schließlich überzeugt hatte, daß Gewissenssachen eben nicht mit Streitart und Schwert zu entscheiden sind, begrub man den Groll und trat wieder in das frühere, freundschaftliche Verhältnis. Und man wagte nicht mehr, die Bewohner des protestantischen Solothurns zu höhnen, selbst wenn man sich des Schutzes der katholischen Stände bewußt war. Aus dieser Zeit datiert die Geschichte mit dem Palmejel. Sie ist so recht dazu angethan, den Heng zur gegenseitigen Chikane, dem man sich trotz abgeschlossenem Frieden noch gerne hingab, zu zeigen: Die Badener hatten einem Zürcher Holzschnitzer den Auftrag zu einem Gelsbild gegeben, welches am Palmsonntag bei den dem katholischen Ritus eigenen Schaustellungen eine Rolle spielen sollte. Der Rat von Zürich erhielt Wind und verbot dem Handwerksmann, den Gjel zu schnitzen. Baden ließ hierauf einen Künstler aus Deutschland kommen, hatte aber nochmals Unglück, indem dem Schnitzer ein Holzsplitter in die Kehle flog, woran er erstickte. Jetzt frohlockte man im protestantischen Zürich, sah in der Begebenheit deutlich das Walten der Vorsehung, welche die Herstellung derartiger „sündhafter Götzenbilder“ nicht wollte.

Mehr die herzerquickende Naivität des 16. Jahrhunderts erkennen lassend, ist folgende Geschichte:

Markgraf Erich von Brandenburg hielt sich in den Bädern auf, und Zürichs Regierung beschloß der damaligen Sitte gemäß, dem Fürsten „ein Badenschenke von Wein und Habern“ zu übersenden. Bannerherr Lochmann sollte die Gabe geleiten. Da nun der Fürst aus irgend welchem Grunde sich nicht zeigen wollte, der Bannerherr aber darauf bestand, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so überraschte er ihn im Bade. „So



Die alte Brücke mit dem Landvogtschloß.

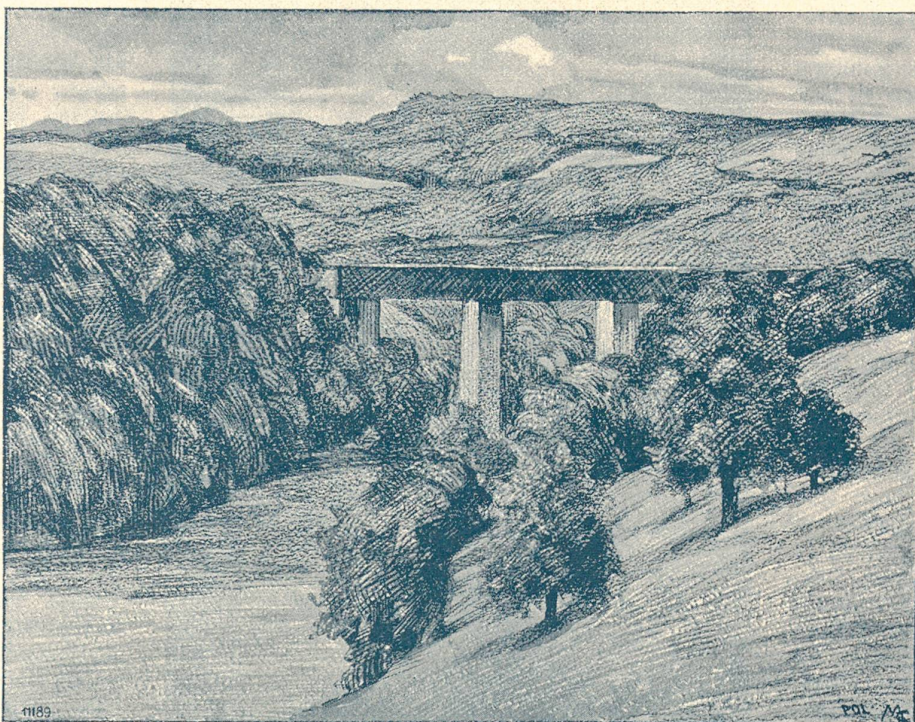
kompt der gute, alte Hochmann (schreibt Doktor Pantaleon, der Basler Arzt und Dichter), wie ein alter, einfeltiger Cydgenosß daher, wattet mit Stiffel und Sporen durch das Bad, wünschet dem Fürsten einen guten tag und beutet ihm die Hand...“ Der Markgraf soll sich bei dem plötzlichen Besuche etwas „entferbet“ haben, nach Erkennung der guten Absicht aber durchaus „lütfelig“ gewesen sein. Der Brauch, Leuten von Stand während ihrer Kurzeit Kostbarkeiten zu überreichen, nahm so sehr überhand, daß selbst Zürcher Bürgermeister und Ratsherren sich von ihren eigenen Landsleuten beschenken ließen. Erst Antistes Breitinger trat dagegen auf und erreichte ein Unterdrücken der Unsitte.

Eine besondere Erscheinung der alten Schweiz sind

„Ein öffentliches Bankett wurde veranstaltet, das Tafelgeschirr in Silber und Porzellan repräsentierte allein schon einen Wert von über 50,000 Thalern. Als die Schüsseln und Teller einmal aus den Händen der Bedienten in die der vielen Gäste übergegangen waren, glaubte man, daß wohl kaum die Hälfte zurückkehren werde. Indessen nicht ein Stück ist verloren gegangen, denn am andern Morgen um 9 Uhr brachte ein Jeder sein Geschirr sauber gewaschen zurück und lieferte es den Dienern ab. Alle Leute, besonders aber Seine Excellenz waren erstaunt über diesen mehr als gewöhnlichen Beweis von Ehrlichkeit...“

Unter unsern Schweizerinnen stellt de Merveilleur folgenden Vergleich an:

„... eine andere Festlichkeit gab uns Gelegenheit,



Die Wettinger Eisenbahnbrücke.

die französischen Ambassadoren. Lange vor dem Regierungsantritt des Sonnenkönigs waren sie mit ihren Werbern thätig, erlangten dann ein politisches Uebergewicht, das Frankreich bis zum Fall des großen Napoleon nicht mehr verlor. Aus dem lebendigen Treiben, welches Baden als gesellschaftlicher und durch die Tagessitzungen häufig als politischer Mittelpunkt der Eidgenossenschaft bot, tritt die Figur des französischen Residenten glänzend hervor, beinahe wie die eines souveränen Herrschers selber. Die goldenen Staatskarossen der Nemisen zu Versailles kommen einem in Erinnerung, wenn man von den festlichen Besuchen hört, welche ein Monseigneur de Luc von seinem gewohnten Aufenthalte in Solothurn den Bädern abstattete. Der Chevalier de Merveilleur, als Attaché des Gesandten, gibt darüber Bericht:

einige Zürcher Damen kennen zu lernen. Es sind gute Seelen, hübsch, indessen gefielen uns die Fräuleins von Basel und Bern besser. Sie sprechen nicht viel, dafür sind sie aber von einer anmutigen Liebenswürdigkeit, nicht gefallsüchtig und angenehme Gesellschafterinnen. Wenn sie sich auf ihre Zimmer zurückgezogen haben, so machen sie dort kleine Spiele, bei denen sie Psalmen singen wie Andere Trinklieder.“

Zu was für eigentümlichen Auswüchsen das damalige Zeremoniell Veranlassung gab, geht aus folgendem Passus hervor:

„Die Zürcher Damen, welche mit uns in Baden waren, wurden dem Gesandten vorgestellt. Sie verbogen sich, um darauf von Seiner Excellenz einen Kuß zu empfangen. Monseigneur reichte einer Jeden seinen Mund dar, alle kamen an die Reihe, eine nach

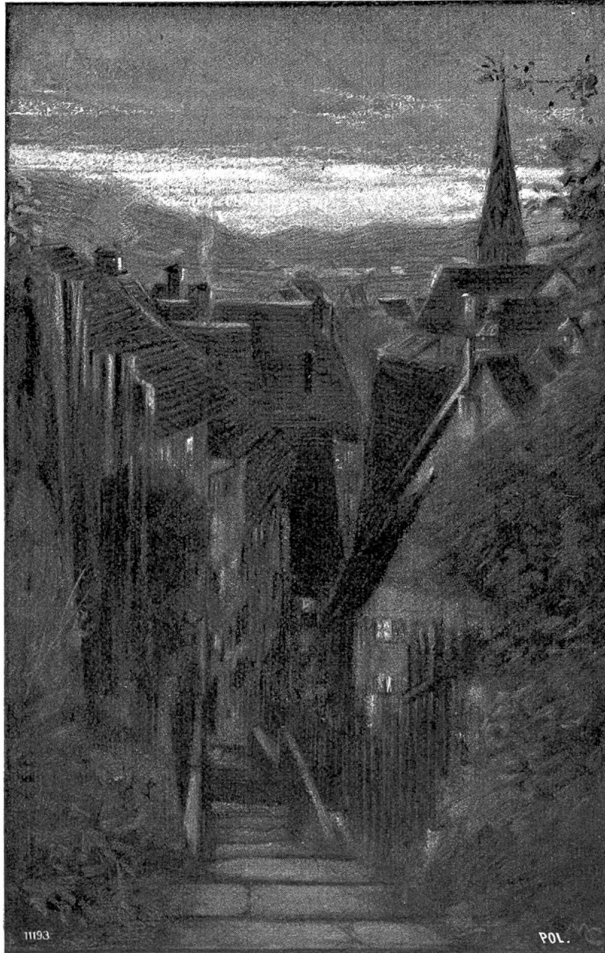
der andern. Wenig hätte gefehlt, und die lustigen Ber-
nerinnen wären in Lachen ausgebrochen, gerade wie wir
selber auch; unsere Taschentücher thaten uns gute
Dienste, wir konnten damit unser Gesicht verbergen..."

Die Prachtentfaltung dieses Gesandten ging so weit,
daß derselbe eine Pariser Theatertruppe mitbrachte, um
dem Volke Gratisvorstellungen zu geben. Denn es galt,
die Vertreter anderer Majestäten, welche ebenfalls bei
den versammelten Ständen um gute Beziehungen und
vorteilhafte Truppenlieferungsverträge buhlten, auszu-
stechen. Der Graf de Luc erreichte dann auch, daß die
Allianz des Allerchrist-
lichsten Königs mit der
Schweiz aufs neue ge-
schlossen wurde.

Die französische Re-
volution ergoß ihre
Sturmflut von Freiheit
über den alten Kontinent
und modifizierte die Lage
Badens in der Art, daß
das Städtchen mit seiner
Umgebung zu dem neu-
konstituierten Kanton Ar-
gau geschlagen wurde.
Die Bürger bekamen eine
freie, unabhängige Ver-
waltung. Besonders ins
Gewicht fallend jedoch war
der wissenschaftliche Auf-
schwung, den die Jahr-
hundertwende brachte und
von welchem die Bäder
in hohem Maße profitier-
ten. Man hörte auf,
abergläubische Hoffnungen
an den Kurgebrauch zu
knüpfen, dagegen ver-
mochte die in bestimmte
Geleise geführte Medizin
die immense Heilkraft des
Sprudels besser auszu-
nützen, die Krankheiten,
bei denen er indiziert,
genau zu erkennen. Der
Fortschritt schaffte mehr:
direkte Eisenbahnlinien
verbinden den Ort mit
den größten Centren
Europas, so daß man heute von Paris nicht viel
mehr Zeit braucht als früher, um von Zürich her
zu gelangen. Der Schienenweg Zürich-Baden war der
erste, der in der Schweiz erstellt worden, man nannte
ihn ironischer Weise „Spanisch-Brötli-Bahn“, weil sich

die Gäste in Baden außer mit Schwefelbädern auch mit
einer delikaten Teigware regalierten, deren Ursprung
ebenfalls bis ins Grau der Vorzeit zurückreicht. Ob
sie sich schon in der Provianttasche der heiligen Verena
vorgefunden? —

Baden von heute bietet alle Reize, die es im Mittel-
alter besessen. Vielleicht herrscht ein ernsterer Ton,
aber Auge und Ohr werden im Sommer durch ein
stets lebhaftes Saisongetriebe, durch feine, musikalische
Genüsse, wie sie die Zeiten des Markgrafen von Bran-
denburg und des alten, ehrlichen Lockmann gewiß nicht
gekant, erfreut. Wer
einmal einem Konzerte
vor dem hohen, geschmack-
voll aufgeführten Kasino
beigewohnt, die wie mit
linderndem Balsam ge-
schwängerte Luft geatmet,
das Rauschen der Linnat
gehört, ihre tiefgrüne
Färbung bewundert, der
weiß, daß Baden ein
einziger Platz ist, einzig
durch den Komfort, einzig
durch seine Wasser- und
Luftwirkung. Denn man
täusche sich nicht, ein Bo-
den, der mit Heilliqui-
dum sozusagen getränkt,
muß auch in seiner At-
mosphäre das wohlthätige
Ingrediens aufweisen; es
bleibt den Männern der
Wissenschaft vorbehalten,
die Tragweite dieses Fak-
tors abzumessen. Sicher
ist, daß das Bild auf
der weiten Terrasse, im
Gewoge einer eleganten
Badegesellschaft, über sich
den blauen Himmel, rings-
um die dunkel bewaldeten
Höhen, rechts die alter-
tümliche Stadt, links
unten die modernen Hotel-
paläste, über dem Wasser
drüben am steilen Neb-
gelände Emmetbaden, die
Koketten „kleinen Bäder“



Blick auf Baden vom Landvogtei'schloß aus (Abendstimmung).

— sicher ist, daß das allein schon genügt, um die
Ader der Lebensfreude schneller schlagen zu lassen.
Oben aber auf dem Berge winkt der „Stein“, die
Fahne mit dem weißen Kreuz im roten Feld weht im
Winde.

Skrupulosissimus.

Er that sich niemals gut genug, wenn's galt zu schreiben,
Sei's offiziell, sei's offiziös, ja sei's auch bloß
Privat, intim. In jedem Fall, ob klein, ob groß,
Er mußte, was geschrieben, um- und wieder schreiben.

Ja so umschränkt von Zweifel- und von Skrupelhorden
War er: hätt' selbst er zu entscheiden einst gehabt,
Wie fein Erscheinen auf der Welt am besten klappt',
Er wäre schlüssig nie, niemals geboren worden.

Otto Sutermeister, Bern.